

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 48 — Sonntag (Totensfest), den 24. November 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Begegnung mit dem Gevatter Tod auf der Friedensstraße

In der Stadt, da ich wohne, liegt das Friedhofskirchlein hoch oben auf dem Berg und die Straße, die dort hin führt, nennen wir die Friedensstraße. Darin liegt für mich ein so schöner und tiefer Sinn, daß ich

langem ernsten Zug: der reiche Fürst hoch zu Roß neben dem armen Krückenmann, die fromme Stiftsfrau und der Bettelmönch, die Großen und die Kleinen, die da noch spielen wollten im grünen Hag. Aber



längst auch Frieden geschlossen habe mit dem Gevatter Tod, dem ich schon oft auf dieser Straße begegnet bin. Immer, wenn man die Straße herauf in langem ernsten Zuge schritt und wieder einen lieben Bürger der Stadt auf stillem Bergfriedhof zur letzten Ruhe befehle, hab ich an dieses Bild gedacht und an die Begegnung jenes armen Häuslers mit dem Tod, der in seiner Not bei der Geburt seines 13. Kindes hinausging auf die Landstraße, um den ersten Besten, der ihm begegnete, zu Gevatter zu laden. Und keinen Besseren wußte er zu nehmen, als den Tod, der da Arm und Reich, Groß und Klein, der sie alle gleich macht. Hatte er nicht recht, der arme Häusler? Denn seht: auf unserem Bilde kommen sie angezogen in

da kam der Herbststurm mit Schnee und Regenschauer, just wie wir ihn auch jetzt erlebt haben in unserem Erzgebirge. Krankheit und Fieber brachte er mit und der Gevatter Tod half in lindem Schmerz manch einem wieder hinüber in die Seligkeit. Immer ist er auf dieser Friedensstraße vorangegangen, weinend hinter ihm die Leidtragenden. Und kein Mensch konnte abhelfen. Weder Arm noch Reich, weder Groß noch Klein hat er verschont; er hält, was er dem armen Häusler schon damals versprochen hatte. Er macht sie alle gleich; drum nahm er ihn, den Tod, zum Gevatter und wir wissen aus jenem Märchen, was der Tod seinem Schützling als Patengeschenk verlieh: ein Allheilskräutlein aus dem Zauberwald.

Damit machte er sein Patenkind zu einem großen und berühmten Arzt. „Aber hüte dich“, so sagte der Gevatter Tod, „daß du dieses Kräulein nicht mißbrauchst, denn selbigen Tages wird es dir schlimm ergehen. Wenn ich zu Häupten deines Kranken am Bette steh, dann gib ihm das Kraut und alsbald wird er gesund. Steh' aber ich zu seinen Füßen und schau ihm just in sein Gesicht, so ist er mein! Dann sprich: Hier ist alle ärztliche Kunst vergebens.“ Das ist ein harter Pakt, den wir da mit dem Gevatter Tod geschlossen haben. „Wir“ sagte ich eben, ja haben wir denn auch den Tod zum Gevatter. Gewiß, gewiß, lieber Bruder, liebe Schwester, gewiß ist das so. Aber du sollst darum nicht erschrecken. Höre doch, wieviel Geduld hatte der Gevatter Tod mit dem Arzt, der sein Patenkind war, und wieviel Geduld hat er auch mit dir. Als der Arzt einmal zu seinem König gerufen wurde und der ihm viel Goldes versprach, wenn er ihn wieder gesund mache, da meinte der Arzt, einmal könnte er das Gebot des Gevatters Tod mißachten, drehte den König im Belt herum, sodaß sein Kopf dort zu liegen kam, wo erst die Füße waren. Da stand der Gevatter Tod ja zu Häupten des Kranken und siehe, das Wunderkraut tat seine Wirkung. Der König ward gesund. Wie grimmig der Tod auch war, er ließ dem Arzt diesmal die Schuld doch nach, und erst als er ihn in gleicher Weise mit der schönen Königstochter wieder hinters Licht geführt hatte, nahm er ihn mit. Lieber Leser, liebe Leserin, bist du vielleicht auch einmal im Leben so auf den Tod krank gewesen und bist dann doch wieder genesen? O, dann denke daran, daß es Gnade war, die dich dem Leben zurückgab und hüte dich ja, von selbigem Tage an neue Schuld auf dich zu laden. Die Friedensstraße in der Stadt, wo ich wohne, führt steil bergan; wohl dem, der ohne Lasten auf ihr hinauf zu seinem Ziele käme. Hinauf müssen wir alle, ob Arm, ob Reich, ob Groß, ob Klein, jeder Tag unseres Lebens ist doch nur ein Schritt auf ihr. Je älter und erfahrener wir dabei werden, desto leichter aber dünkt

uns die Wanderung auf ihr. Das meine ich nicht etwa nach dem körperlichen Kraftmaß gemessen, sondern nach der Kraft des Glaubens, mit der wir dem Ziele zustreben. Und siehe, an dieser Friedensstraße, die früher ganz unvermittelt und direkt in den Bergfriedhof hineinführte, ist jetzt ein Kirchlein errichtet. Ganz neu ist es erbaut und soll just gerade heute, wo der Tod die Glocken des Sonntags läutet, seine Weihe erhalten. Tolensonntagsglocken aber sind rechte Friedensglocken. Ein Friedenskirclein soll dieser neue Bau an der Friedensstraße unserer Stadt sein, da muß man sich aussöhnen mit dem Gevatter Tod, der nicht ein Feind der Menschen ist und ihnen nach dem Leben trachtet, sondern der eben doch nur Gottes Bote ist, gesandt als Wandergesell auf der Friedensstraße. Und bist du müde, ist er dir ein Bruder des Schlafes. Siehe, wie wundervoll es ist, wenn du nach schwerem, harten Tag dich zur Ruhe legst und ein sanfter Schlaf dich hinüberwiegt in eine andere Welt. Wie still, wie schön ist die lange Nacht, in der Gottvater hoch droben im sternbesäten All die Wacht hält und alle Sorge, alle Last für uns dahingegangen ist. Zu manch einem tritt Gevatter Tod in solch stiller mitternächtlicher Stunde und läßt ihn schlafen weit über seine Zeit. Und ist es Qual und Krankheit, die uns plagt, siehe, mit linder Ohnmacht trägt er dich hinüber in die andere Welt. Immer auf der Straße des Friedens aber ist sein Weg und was uns ängstet, kann allein nur die Furcht sein vor der eigenen Schuld des Fleisches. Die Straße des Friedens aber führt zum stillen Kirchlein, dessen Turm das goldene Kreuz trägt, dess' zum Zeichen, daß die Nacht durch Christum überwunden und der Gevatter Tod uns nur als Weggefährte gegeben ward auf der Straße, die zu wahren Frieden führt. Ueber den Toren der hochgebauten Stadt, in der wir alle einmal Einzug halten wollen, steht es sieghaft ja geschrieben, wohin die Friedensstraße führt: Nicht zum Sterben führt der Weg, Sondern zum ewigen Leben! S Sdl.

Novembertag in unserem Erzgebirge / Gerhard Plag, Weißer Hirsch

Fünf Uhr schlug es eben vom Dorfe herüber, aber die Sterne funkeln noch am Himmel, als sei es mitten in der Nacht. Am Feldrain nicken schattenhaft die kahlen Eichensträucher, und in der Eichenkrone zu meinen Häupten pfeift es und heult es. Eine Sternschnuppe saust in leuchtendem Bogen durch den Aether, es ist, als wolle sie der Bote sein vom Nahen eines Größeren. Denn leise und unmerklich fast rötet es sich überm Walde. — Schau, was regt sich da in der Tiefe unter meinem Hochsitz? Langsam schiebt sich's dahin, dem Buschrande zu. Ein alter Waldhase ist es, der es weiß, wie viel bekömmlicher ein früher Heimweg ist als das lange Herumhocken auf den Saatstücken. Hei, wenn er wüßte, wer da über ihm sitzt! Das Hälmdchen, an dem er eben wählerisch herumrümmt, bliebe ihm in der Kehle stecken vor Schreck. So hinkt er ruhig davon, in die Delle hinunter. Nicht um eines Hasen willen kroch ich vor Tau und Tag aus den Federn. Ja, um wessentwillen denn überhaupt? Krautes und Lotes halber wohl erst in zweiter, ja dritter Linie. Es ist das ewig neue, das beglückende Harren auf die unfählich feierliche Viertelstunde, wenn Nacht und Tag sich scheiden, wenn alles, was einen bedrückt, hinabsinkt ins Wesenlose vor der Pracht der herauskommenden Sonne. Ganz gleich dabei, ob sie begrüßt wird vom Rufe des Kuckucks, vom vollen Chor der Finken und Drosseln oder, wie heute, von einem einzigen, ärmlichen Vogelruf.

Hallo, da kommt wieder ein Hase den Rain herunter. Eilig hat er's. Wollen mal sehen, ob es schon langte mit dem Licht über Lauffschiene und Korn. Ja, das wäre gegangen; sacht setze ich wieder ab. Nur aber, um im nächsten Augenblick wieder hochzufahren. Der Hase drüben hat sich gedreht, breit steht er eine Sekunden vor dem Morgenhimmel, und eine seltsame Ver-

änderung ist mit seiner Gestalt vorgegangen. Statt des dummen runden Hasenschädels wittert dort ein feiner spitzer Windfang in den Ostwind hinein, und am anderen Ende des langgestreckten Körpers, dort, wo bei *Lepus timidus* sich das schwarzweiße Blümchen hauschen müßte, reckt sich rund und lang eine dicke Lunte heraus. Ein Fuchs, ein prächtiger Kotrod! Mein wär' er gewesen, hätte ich nur eben abgedrückt. Zum zweitenmal werd' ich nicht fertig. Wie der Blitz ist er fort.

Ja, das ist nun der Onkel November, der neckische alte Bursche mit dem buntfleckigen Kittel und den froßtrotten Bäckchen, mit den zwinkernden Blauaugen, die immer nach einem Glas heißen Grogs Ausschau halten. Was ist da zu machen? Nichts, rein gar nichts. Patronen heraus und nach Hause. Schön war es doch.

Wie auch ein solcher Spätjahrstag noch Farbe auf seiner Palette hat! Jetzt ist die Scholle weiß vom seidig knisternden Reis. Zwei Stunden später liegt sie im violetten Anhauch vor dir. In der Mittagsstunde dann hüllt silbernes Grau den Horizont ein, wenn die Rehe auf der erwärmten Scholle sitzen. Auf den schmalen Rainen aber glühen Hagebutten und Brombeergerank. — Ich lob' mir den Herbst! Und bringt er nicht auch sonst manch Gutes und Behagendes mit, der Onkel November? In Keller und Miete ruht die Kartoffel, in langen Reihen knarren die Wagen voll Zuckerrüben dahin. Im Wassertrog auf dem Hofe plätschern die blaurückigen Karpfen, und schon ist für morgen der Hauschlächter bestellt. Weit über den vierten Zentner hat das geliebte Borstentier auf dem Leibe, das in der behaglichsten und wärmsten Bucht des Schweinestalles sich täglich zur eigenen Gewichtszunahme beglückwünscht, nicht rechnend mit der Tücke seiner Ernährer.

O, es sieht anders aus auch im Herzen des deutschen Bauern jetzt. Die Sorgenfurchen auf Stirn und Wange so manchen Landmanns, sie fangen an, sich zu glätten. Fest wurzelt der Bauer wieder im angestammten Boden. Er, seine Sippe und sein Hof, sie sind eines und werden es bleiben, so lange der Heimatwind weht durch die Kronen des Hausbusches.

Aber des Rebelungs volle Größe und Kraft, die lernt erst erkennen, wer einmal einen Tageslauf lang unter des deutschen Waldes brausenden Wipfeln weiten darf zu männlich frohem Gejaid. Allzu freundlich nimmt er uns heute zwar nicht auf, wie wir uns an seinem Saum zum Holztreiben anstellen. In Strömen schüttet kalter Regen herab, und der Erfolg ist danach. Aber es reut mich nicht, daß ich dabei war. Auch ein solch hoffnungslos verregener Tag hat im Walde sein Schönes, wenn um die Mittagstunde schon ein abendliches Dämmern im Altholze herrscht, wenn die durchweichte Nadelshütte dunkelrot glüht und die Moospolster auf den Felstrümmern smaragd leuchten. Der beste Stand ist es hier direkt auf dem Fuchspaß. Aber er kommt nicht, der rote Gesell. Eher als wir Menschenvolf hat er den Regen gewittert, und trocken noch ist er zu Bau gefahren im Morgengraun.

Und dann senkt sich diese Novemberwoche hinab in einer

Süße, in einer Innigkeit, die einem schier unsäßbar erscheint, der sich fünf Tage lang hat durchbeuteln und durchweichen lassen vom rauhesten aller: Kalendergefellen. Auf steilem Berghang stehe ich heute überm Zschopautal und blicke hinaus in ein Heimatbild ohnegleichen. Stille rundum und Sonne überall — Frieden und Glück. „Fahr wohl, o Blättlein, das nun fallen soll, dich hat rot angestrahlet, der Herbst im Tod gemalet, fahr wohl.“

Ist es zu glauben, daß ein paar Minuten später der nämliche weltentrückte Novembergast wild zusammenfährt, sein Schießzeug an den Kopf reißt und auf den Schatten Dampf macht, der unter ihm durch den Ginster huscht? Menschenseele — du Stätte des Zwiespalts. O dieser Jagdtag im sonnedurchfluteten Herbstwald. Die Stände am Mühlbach im bereisten Grund, der sich unterm Eichenhochholz beim leisen Klack-Klack der fallenden Baumstämme, die Raft am prasselnden Feuer und das wonnevollste von allem: die Frühabendstunde über der Felsgruppe mit dem Blick hinaus in die Bergwelt, auf den weiten dunklen Teppich der Wälder im Grunde und auf den Weiher draußen im Land, der wie eine Perlmutterchale auf schwarzer Samtdecke im Abendlicht flimmert. Still, groß und feierlich flutet er hinein in die blauschwarze Nacht, dieser unvergeßliche, herrliche Tag im November.

Aus tiefster Not... Der trübste Tag Chemnitzer Geschichte

November 1632. Chemnitz glich einem Kriegslager. Schier unerträglich hauste schon seit Wochen das unter Wallenstein stehende kaiserliche Kriegsvolk in der Stadt. Die Häuser waren mit rohen, aus allen Völkern zusammengewürfelten Kriegsgesellen überfüllt. In den engen Straßen standen zahlreiche Pferde, für die es keine Stallungen mehr gab. An den Straßenecken brannten Nachts Wachfeuer. Waffen und allerlei Kriegsgerät versperrten die Zugänge. Jede öffentliche Sicherheit war geschwunden; denn straflos warf das fremde Volk den friedlich seines Weges schreitenden Bürger nieder, um ihn seines Geldes zu berauben.

Der frühe Herbstabend des 16. November dämmerte herein. Da brachte ein Bote neue Schreckenskunde: An der Peniger Landstraße in der Nähe der Stadt wären die Vortruppen der Schweden aufgetaucht. Diese waren in dem Heldenkampf bei Lützen wenige Tage vorher siegreich gewesen. Freilich das Beste hatten sie bei diesem Siege verloren: ihren König Gustav Adolf, den Befreier des deutschen Protestantismus! Für die Bürgerschaft von Chemnitz hatte das Nahen der Schweden neue Drangsale im Gefolge. Der kaiserliche Befehlshaber Andreas von Contrares, ein rücksichtsloser Kriegsmann unter Wallensteins Befehl,

sah ein, daß er dem Ansturm der Schweden nicht lange werde standhalten können. Darum suchte er schnell aus der ohnehin schon ausgezogenen Bürgerschaft noch herauszupressen, was irgendwie herauszupressen war. Dem Bürgermeister Pfeiffer

befahl er: „Bis morgen abend 6 Uhr zahlt die Stadt 4000 Taler oder meine Soldaten setzen euch den roten Hahn aufs Dach und die Bürger sind mit Hab und Gut vogelfrei.“

„Herr Kommandant“, entgegnete Bürgermeister Pfeiffer, „es will mir unbillig erscheinen, von der wiederholt belagerten und darum ganz arm gewordenen Stadt sich die unterlassene Plünderung nochmals bezahlen zu lassen, da wir doch schon dem General Hock 11 000 Reichstaler entrichtet haben, eine Summe, die wir nur mit schwerster Mühe und Not zusammenbringen konnten.“

„Was geht mich der Hock an? Ihr Bürgerpack könntes leisten!“ donnerte Contrares den Bürgermeister an. „Und damit Ihr seht, wie wenig Lust ich habe zu warten, schaff mir morgen Mittag um 1 Uhr die gesamte Bürgerschaft aufs Rathaus. Kein Hund verläßt den Bau, ehe nicht das Geld bezahlt ist!“ — Geld wurde nicht geschafft. Denn es war ja der reine Hohn, nur an eine solche Summe zu denken. Am folgenden Mittag war die Bürgerschaft samt den



Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst.

Mitgliedern des Rates fast vollzählig auf dem Rathaus versammelt. Offenbar handelte es sich weniger ums Geld als darum, die Bürgerschaft in Sicherheit zu haben. Denn der schlaue Contrares fürchtete die Chemnitzer, die der ewigen Plackereien müde waren, könnten sich mit bewaffneter Hand gegen die kaiserlichen Truppen erheben. Deshalb wurden den Bürgern auch alle Waffen abgenommen und alle, mit Ausnahme der Bürgermeister und einiger Handwerker, vier Tage und Nächte gefangen gesetzt. Schildwachen hatten den Befehl, jeden niederzustossen, der es wagen sollte, die Seinigen aufzuzuchen.

Schreckenstage und Schreckensnächte waren es. Auf dem Rathaus die verzweifelnden, zähneknirschenden Männer, die waffenlos und ohnmächtig die Fäuste ballten. In den halb zertrümmerten, wüst aussehenden Häusern der Stadt der herzzerreißendste Jammer der Frauen und Kinder. In den Straßen aber die wütende Soldateska. Vom Rasberge herunter dröhnte der Donner der groben schwedischen Karthaunen und Feldschlangen. Während in der Stadt grenzenloser J a m m e r herrschte, hatten die kampferprobten Schweden die förmliche Belagerung von Chemnitz in Angriff genommen. Ein von den Schweden entsandter Unterhändler war von dem kaiserlichen Befehlshaber Contrares abgewiesen worden. Und nun währte es nicht lange, da schlugen die riesigen schwedischen Geschosse prasselnd durch das Gebälk der Häuser. Schutt und Trümmer flogen umher. Was an Frauen und Kindern aus Angst nicht ohnmächtig geworden war, hatte sich in die Keller geflüchtet. Ueber die Straßen klangen scharfe Kommandorufe, schrillten Alarmsignale der kaiserlichen Truppen. Plötzlich leuchtete eine wilde Feuerlohe hoch auf. Wirbelnd schlug sie über die Stadt zusammen. Die Kroaten hatten auf Contrares Befehl die in der Nähe der Stadtmauer noch stehengebliebenen Häuser der Vororte angezündet. Alles glaubte: das Ende der Stadt wäre gekommen. Aber Gottes Ratsschluß war anders. Noch feuerten die Schweden, besonders gegen die Stadtmauer, die an einzelnen Stellen bald zusammenstürzte. Die gefangen gehaltenen Bürger wurden aus dem Rathaus gerissen und mußten Schanzarbeiten verrichten. Unablässig donnerten auch in der Nacht die Geschütze gegen die Stadt. Alles lag in den zerschossenen Häusern auf den Knien und betete aus Herzensangst, vielleicht mit ähnlichen Worten wie sie nur wenig später Paul Gerhardt, der Sänger jener furchtbaren Zeit, gefunden hat: „Nach End, o Herr, mach Ende mit aller unsrer Not!“ —

Regelrechter Gottesdienst hatte ja schon seit Wochen nicht abgehalten werden können. Ohne Lebensgefahr konnte niemand über Markt und Straße gehen. Da, in der höchsten Not, wurde scheinbar Unmögliches doch möglich. Es war am frühen Morgen des 20. November. Horch! Durch den Donner der Karthaunen klangen mild und tröstlich die Glocken vom Jakobikirchturm. Trotz aller Gefahren, trotzdem die Geschosse auf die Stadt

hernieder dröhnten, eilte die geängstete Bevölkerung in ihr Gotteshaus. Seufzer und Schluchzen zitterten durch den Kirchenraum. Die Orgel setzte ein. Mit tränenerstickten Stimmen wehklagte die tiefbetrübte Gemeinde, so wie es Martin Luther ihnen gelehrt: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhöre mein Rufen . . .“ Dann stand der Diakonus Hommel, ein geborener Chemnitzer, auf der Kanzel und verlas des Psalmisten Wort: „Die Angst meines Herzens ist groß. Führe mich, Herr,

aus meinen Nöten!“ — Oft mußte der Geistliche innehalten in seiner Predigt, da der Lärm der Geschütze seine Worte übertönte. Denn während drinnen in St. Jakobi die Gemeinde betete und sang, warfen die Schweden aus 43 groben Geschützen Kugeln um Kugeln gegen die Stadt. „Aus tiefer Not schrei ich zu dir!“, so hatten es die scheinbar dem sicheren Tode geweihten Chemnitzer in St. Jakobi gesungen. Und Gott hatte ihr Rufen erhört. Der kaiserliche Befehlshaber Contrares hatte zwar gedroht, er wolle die Stadt nicht übergeben, sondern niederbrennen lassen. Angesichts der schwedischen Erfolge aber änderte Contrares seine Meinung. Die beiden Bürgermeister Horn und Pfeiffer und der Amtschösser Hans Arnold verhandelten mit ihm. Dann begaben sie sich hinauf aufs Schloß zu dem schwedischen Oberbefehlshaber, dem tapferen Bernhard v. Weimar, dem Nachfolger Gustav Adolfs. Der war nicht nur ein wackerer Kriegsheld, sondern auch ein menschlich fühlender Soldat. Auf seinen Befehl war schon tags zuvor die Erstürmung der Stadt unterblieben, weil er die arme geplagte Bürgerschaft mit Straßengemezel und Blutbad verschonen wollte.

Der Vertrag kam schnell zustande. Noch am selben Tage traten die Kaiserlichen einen ruhmlosen Rückzug an und verließen Chemnitz. Nachmittags zogen die Schweden ein. Die Chemnitzer aber haben am trübsten Tage ihrer Geschichte die Wahrheit dessen erlebt, was sie in früher Morgen-

stunde in der übervoll besetzten Jakobikirche gesungen hatten:

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.
So tu Israel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeuge ward
Und seines Gottes erharre.
Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

(Dem Kriegstagebuch eines Chemnizers „Angustiae Chemniciensis“ nachgezählt.)



Dem Gedächtnis Albert Schädlich's,

des Erzgebirgsängers und Heimatdichters aus Lauter, sei dieses Bild geweiht. Am 23. Juni 1933 ging der immerfrohe Erzgebirgler heim, nachdem er allüberall in seiner Heimat durch seine lustigen Vorträge bei den Abenden der Erzgebirgszweigvereine Freude und Frohsinn ausgejagt hatte. Seiner an diesem Totensonntag zu gedenken, ist uns eine schöne Pflicht. Auch in unseren „Erzgebirgischen Heimatblättern“ ist Albert Schädlich gelegentlich zu Wort gekommen. Stillen Feierabend liegt nun über seinem Grabeshügel. Ringsum aber grünen die Berge seiner Heimat, die er so oft in Wort und Lied besungen.

Schinnerhannes /

Der Stülpner-Karl des Hunsrück
Das Leben eines Entwurzelten
 Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern

Sämtliche Bilder Foto Vogt

(4. Fortsetzung.)

Es war nur eine Holzwand. Jetzt mußte man ein Messer haben. Dann könnte man einen Durchschluß aus dem Holz schneiden und, heidi, durch die Küche, wie der schwarze Peter. Von der Küche aus war es dann ganz leicht. Dort waren keine Wächter. Wenn man jetzt nur ein Messer hätte. Aber die Schurken hatten ihn vor der Verhaftung zu genau untersucht und das unglaubliche Versteck seines Messers entdeckt.

Und der Hannes las wieder und grübelte.

— Was würden seine Mädchen wohl machen. Die Elies Werner war ja in guten Händen, hatte ihn aber sicher nicht vergessen. Die Buzliese-Ami könnte sich auch mal um mich kümmern. Wie trostlos sind die Wände hier, auf die Dauer bekomme ich noch Klostergedanken. Die armen Weiber, jetzt fehlt ihnen halt der schöne Hannes. —

Und er lächelt, wenn er an seine Macht über Weiberherzen denkt. Er betrügt sich ausgezeichnet. Der Turmwärter staunt, spricht mit ihm, gibt ihm alle Erleichterungen, gutes Essen, aber in die Küche läßt er ihn nicht.

Die Buzliese-Ami hat schon lange starke Gewissensbisse wegen ihrer Schuftigkeit. Sie liebt ja den Hannes wie verrückt und möchte nun alles dran setzen, um ihn zu befreien. Sie kommt nach Simmern, läuft sich die Füße ab bei dem Amtmann, um Zutritt zu Hannes zu bekommen, endlich darf sie ihn besuchen, für ganz knappe Minuten. Der Wächter steht schwer bewaffnet an der Türe, schiebt die Ami herein, läßt sie aber nicht aus den Augen.

Su, wie die zwei sich gern haben. Die Ami weint an der Brust des Hannes. Ist doch ein schönes Paar. Der Hannes flüstert: „Schaff mir ein Messer bei!“ Der Wächter befiehlt Schluß, aber die Ami weiß nun, was sie machen soll. — Nach drei Monaten darf sie wieder zum Hannes.

Der Wärter ist ganz gerührt von der Liebe und Anhänglichkeit. Wie innig sich die zwei doch küssen. Aber nun Schluß. Wie sie beide lächeln.

Der Hannes aber fühlt in seinem Munde ein kleines, scharfes Messer, das ihm die Ami beim Kuß in den Mund geschmuggelt hat.

Nun liest er tagsüber nicht mehr im Napoleonbuch. Erst mal frei werden, dann wird sich das andere schon von selbst machen.

Der Hannes schneidet Tag für Tag an der Holzwand herum, leise, daß niemand etwas merkt, die entstandenen Ritzen stopft er fein säuberlich mit Brosamen zu, knetet das weiche Brot hinein, fügenlos. Langsam geht alles vor sich.

Tag um Tag, Woche um Woche. Nun ist eine viereckige Öffnung zu machen, man braucht nur fest gegen die Wand zu schlagen, dann bricht die Füllung heraus, und drüben ist man in der Küche.

Dem Turmwärter hält der Hannes viel Vorträge in letzter Zeit. Wie man den Napoleon aus dem Lande jagen müsse, wie es so jammerschade sei, daß er hier im Turm verschmachte, wo so große Aufgaben seiner harren könnten. Der Turmwärter war Feuer und Flamme für den Hannes, aber in die Küche ließ er ihn nicht heraus. Ist auch bald nicht mehr nötig.

Des Nachts saß der Philipp Arnold, ebenfalls ein Spitzbube, über dem Kerkerloch des Schinnerhannes in einer Zelle.

Als Hannes mit seiner Arbeit an der Holzwand fertig war, beredete er mit Arnold die Flucht. Arnold, der nicht sehr viel auf dem Kerkerholz hatte und auf baldige Freilassung hoffte, wollte mithelfen.

So band Schinnerhannes eines Nachts aus seinem Stroh, das ihm zur Ruhestatt diente, einen Strick, warf ihn dem Arnold über ihm zu, turnte darauf hinauf und, heidi, war er bald oben im Turmzimmer. Ein Druck gegen die Holzwand, der ausgechnittene Teil fiel heraus, Hannes stand in der Küche. Und nun rasch zum Fenster und —

Zum Teufel, das Fenster war ja vergittert, seit wann denn? Hannes überkam die Wut der Verzweiflung. So nahe der Freiheit, und dieses verfluchte Fenster. Und er rüttelte an den Gittern, sie waren fest, sie waren neu. Und er rüttelte und bohrte und der Freiheitsdrang und die Wut verliehen ihm Riesenkraft, und dann endlich gab ein Gitter mitsamt dem Mauerwerk nach und Hannes konnte durchschlüpfen, ein Pfiff, das war das verabredete Zeichen, daß Arnold Krach machen sollte in seiner Zelle, um die Leute abzulenken. Arnold brüllte wie ein Stier.

Der Schinnerhannes aber sprang in hohem Bogen das Fenster hinunter in den Stadtgraben, aber „zum Satan“, er war unglücklich aufgefallen, im Beine knagte etwas, ein Bruch, aber auf, auf, sie sollen mich nicht mehr fangen; — und der Hannes schleppte sich mit dem gebrochenen Bein weiter und weiter, die Hopfenstange, die er als Krücke benutzte, stieß ihm die Achselhöhle blutig; aber weiter, fort in den Wald, auf die Bäume und dann weiter, weiter!

Der Abdecker Nagel in Bärenbach, sein ehemaliger Lehrmeister, rentte ihm das Bein wieder ein.

Dann tauchte Hannes in seine Wälder unter, um sich auszuhellen und endgültig zu erholen, bevor er ans Schmieden neuer Pläne dachte.

Sechs Monate hatte die Kerkerhaft gedauert. In der Nacht vom 19. auf den 20. August 1799 war er endlich wieder in Freiheit gekommen.

Sollte er nun ein kleiner Napoleon werden oder ein großer Räuberhauptmann bleiben? Ach Gott, das Leben ist so schön, die Welt so frei, die Mädchen so süß. Und die Judden haben noch Geld — und Angst vor dem Schinnerhannes.

VI.

Die Flucht des Schinnerhannes aus dem Turm zu Simmern war bald das Tagesgespräch weit und breit. Dem Hannes wurden magische Kräfte zugeschrieben, man hielt ihn im Bunde mit dem Teufel und das abergläubische Volk sah den Schinnerhannes für unverwundbar an. Viele meinten auch, im Turm zu Simmern sei gar nicht der rechte Schinnerhannes gewesen, sondern irgend ein Doppelgänger. Das Beispiel des berühmten Räuberhauptmanns warf ein Licht auf minder berühmte Zunftgenossen, die sich gerne mit des Schinnerhannes Schild deckten und in seinem Namen und unter seinem Namen ihre Schandtaten verübten. Bis weit ins Mainfränkische hinein wurden größere Spitzbübereien dem Schinnerhannes in die Schuhe geschoben, während sie von ganz anderen Elementen verübt wurden.

Der Schinnerhannes saß dieweilen seelenruhig in seinen Wäldern und verfallenen Burgen und sammelte Leute um sich.



Julchen Blasius

(Nach dem Aquarell in der Mainzer Stadtbibliothek und Stadtmuseum.)

Sein Name zog allerlei Abenteurer und unternehmungslustiges Volk an, die in dem Hannes den Unbesiegblichen verehrten.

Auf der Waldwiese zu Schnepfenbach treffen wir den Schinnerhannes eines Tages wieder. Er hält hier so eine Art Generalappell über seine Kumpane. Zugleich sollte feierliche Prüfung und Neuaufnahme von Kumpanen erfolgen.

Wie ein König liegt der Hannes da auf schweren Fellen, ein feines grünes Järgergewand an, zu seinen Füßen die riesige Dogge. Huldvoll die Buzlieseami daneben. Sie ist so froh, daß sie den Hannes wieder hat und umgibt ihn mit Wällen von Zärtlichkeit. Der Hannes aber ist nicht mehr so sehr verliebt. Er hat im Augenblick schließlich Wichtigeres zu tun.

Der Peter Dalheimer mit dem verwegenen Gesicht schüttelt dem Hannes eben die Hand. „Also bleib ich bei dir und geb' meine Kaskemme auf, bei dir ist doch mehr zu profitieren.“ Dann ging der Peter in der Runde herum bei den 20 anderen Wegelagerern.

Das Verhör mit dem Ungarn Schmitt aus Fünfskirchen war ebenfalls bald abgeschlossen. Er war Deserteur, war in Kirn ausgebrochen. Man konnte sich also auf ihn verlassen. Der Husarenphilipp mit der Künstlermähne, ebenfalls ein Deserteur, nahm sich liebevoll seines neuen Genossen an. Der Christoph Blümling von St. Goar wurde ebenfalls sehr rasch aufgenommen. Sein Name war dem Schinnerhannes von verschiedenen verwegenen Räubereien bekannt.

Aber der Benzel Karl da, ein ganz Neuer, der muß erst noch beichten, was ihn alles würdig macht, in die Schinnerhannesbande aufgenommen zu werden. Daß er im selben Jahr, wie der Hannes, geboren ist, macht ihn von vornherein sympathisch. Er war ein Bauernbub zuerst, dann Bänkelsänger beim fahrenden Volk. Da nimmt man's nicht so genau mit dem Mein und Dein. So ist's bei ihm auch angegangen. Dann die Mädchen, die fehlen ja nicht, grad wie beim Hannes. Dann will man sich bessern, ein jeder hat solche Anwandlungen, hat eine große Liebe zu einem Mädchen, das einen wieder auf den Weg der Ordnung zurückbringen kann. Und wirklich, vier Jahre hat er keine Räubereien verübt. Schou meint der Benzel, es wird alles gut, er nimmt sich Mut, hält beim Vater des Mädchens an. Der aber hat sich erkundigt; da steht so manches in Akten und Gefängnisregistern, und er schmeißt den Schwiegersohn aus dem Haus und nun geht's halt weiter und weiter abwärts. — Der Benzel ist gut, wenn er hier landet, dann ist das Schuld der Gesellschaft und dieses Schwiegervaters. „Her deine Hand, Benzel, da bleib' beim Schinnerhannes.“

Man führt einen andern heran. Er hat einen Schmeerbauch und ein pfißiges Gesicht. Er nennt sich Luiche. Er erzählt, daß er von Frankfurt sei und mit Kränzen und Leichenandenken handele, aber das behage ihm nicht recht, beim Schinnerhannes, habe er gehört, da sei es schöner, da verdiene man mehr Geld und es seien auch immer Mädchen dabei, und das gefalle ihm. Der Schinnerhannes grinste, als er den Burschen ansah. Er zog seine Pistole und schoß dem Luichen blitzschnell eine Kugel mitten durch den Hut, daß das Luichen vor Schreck auf die Erde fiel und es ihm vorn und hinten übel wurde. Die ganze Bande gröhlte vor Wonne. Man gab dem Luichen einen Tritt und warf ihm seine Leichenandenken nach. Der sah ein, daß doch auch Schattenseiten bei dem Schinnerhannes zu entdecken seien.

Ein anderer tritt breitspurig vor den Hannes, macht ein wildes Gesicht, als ob er die ganze Welt gefressen hätte, und erzählt, daß er 6 Judden ungebracht habe, dreimal zum Tode verurteilt sei, 10 mal aus dem Gefängnis ausgeschliffen sei und auch einmal einen Meineid geschworen habe, wodurch er eine Witwe mit fünf Kindern um ihr Vermögen gebracht habe. Der Schinnerhannes macht ein toternstes Gesicht. „So, so, da bist du also schon dreimal zum Tode verurteilt. Stimmt das?“ Der Angeredete hebt die Hand, schwört, daß alles wahr sei. Der Hannes fragt weiter: „Und das mit dem Meineid und der Witwe mit den fünf Kindern, stimmt das auch?“ Der hebt wieder die Hand und schwört. Da sagt der Hannes: „Dann tun wir alle ein

gut Werk, wenn wir den Bursch' hier seiner Straf' zuführen. Hängt den Kerl auf. Wer Meineide schwört, der verpeßt auch uns.“ Und der Husarenphilipp und der Benzel und noch ein paar sind sofort bei der Hand, und knüpfen den Kerl an den nächsten Baum, daß die Raben ein Fressen bekommen.

Damit war die Musterung beendet und auf ging's zum ersten „Strauß“ nach des Hannes Ausbruch aus dem Turm von Simmern. In Offenbach plünderte man einen Kramladen einer reichen Witwe razekahl aus. Auf dem Rückweg entdeckte man einen Kaufmann und einen Arzt, die mit vier schwerbewaffneten Bauern als Eskorte ihres Weges zogen. Als sie in einem Wirtshaus Rast machten, schlich sich der Benzel nach, gesellte sich als biederer Bauer zu den Reisenden und riet ihnen, die bewaffneten Bauern wegzulassen, da sie nur den Schinnerhannes, der eine ganze Kompanie Räuber habe, reizen würden. Er selbst, der gut mit dem Hannes stehe, wolle den Wagen führen und glückliche Reise gegen einen Begetribut, der an den Hannes zu zahlen sei, gewährleisten. Den beiden war es recht, die Bauern brummten, aber sie wurden reichlich entlohnt und verzogen sich alsbald. Der Benzel aber steigt auf den Wagen der Reisenden und fuhr munter drauf los. Warum wird der Weg auf einmal so schmutzig, daß man einbricht, da scheint man sich verirrt zu haben. Der Benzel aber meint, die Herren müßten aussteigen, damit der Wagen durch den Dreck durch könne. Was will man machen? Die beiden steigen aus und gehen zu Fuß. Der Benzel aber feuert die Pferde mit mächtigen Peitschenschlägen an und, heidi, geht es los, daß die Reisenden nicht mehr nachkommen. Da ist auch schon ein Wäldchen in Sicht.

Und da steht auch schon der Schinnerhannes und einige seiner Bande. Man macht am besten nicht viele Worte, liefert Gold und Silber und andere Wertfachen ab und will weiter. Aber der Hannes hat auch Spaß an den Kleidern und Mänteln, es ist November und wird kalt, man kann Kleidung bei der Bande gut brauchen. Seufzend zieht man das alles aus. Nur als die Zwei auch das Hemd abgeben wollten, hindert sie der Hannes schamvoll daran.

Das ist ja ein wunderbarer Anfang, denkt der Hannes. Die Kumpane aber halten sich unter einem solchen Räuberhauptmann für unbesiegbar.

Bald darauf geht's nach Dtsweiler. Hier will der Hannes neben vortrefflicher Beute, die er machen will, auch ein Unrecht sühnen. Dieser saubere Peter Riegel hat dem Bauernburschen Philippi vom Welchenrother Hof mehrmals seine Tochter zur Frau versprochen und sie trotzdem an den Konrad Bär verheiratet, der zu ihm ins Haus gezogen ist. Der Philippi hat's dem Hannes erzählt und ihn um Hilfe ersucht. Gut, er soll sein Recht haben. Dieser Schwiegervater soll einen gehörigen Denktzettel bekommen.

Man umzingelt in einer klaren Januarnacht das Haus des Riegel, fordert Einlaß, packt die Bewohner, knebelt sie und haut sie windelweich, damit sie ihr Geld herausgeben. Der Riegel findet einen Moment, wo er sich seiner Fesseln entledigen kann, er springt auf und durchs Fenster; der Stibiz, einer von der Schinnerhannesbande, schießt dem Flüchtling eine Schrotladung nach, daß der Riegel sofort tot am Boden liegt. Da tobt der Hannes wie wild, bricht das Unternehmen sofort ab und sagt: „Alles habt ihr mir verdorben, nig ist mit euch anzufange, Viecher seid ihr.“ Schleunigst zog man ab. Schinnerhannes schickte die Bande auseinander. Nur den Stibiz und den Schinderstoffel hält er bei sich. Sie machen sich auf, um einige Zeit überm Rhein drüben Gras über die Geschichte wachsen zu lassen; denn der Hannes will mit Mord und Totschlag nichts zu tun haben.

Der Hannes wohnt auf der rechten Rheinseite nun bei einigen Abdeckerfamilien, er hängt sich den Krämerladen um und hauiert als Jakob Ofenloch in der Gegend. Bei Koblenz trifft der Hannes eines Tages einen alten Bekannten, den Christian Reinhardt. Frag' nicht, was das für eine feuchte Begrüßung war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte von Raschau

Recht interessant ist die Geschichte des Ortes Raschau. Leider ist sie noch sehr wenig bekannt. Es soll hier ein kurzer Ueberblick über die Entstehung und Entwicklung des Ortes gegeben werden. Herren- und namenlos war unsere Heimat in den ältesten Zeiten. Undurchdringliche Wälder zogen sich von der Böhmisches Grenze bis weit hinein ins flache Land und Bär und Auerochs hausten in dieser unwirtlichen Gegend. „Miriquidwald“ — Schwarzwald, so wurde damals unser Erzgebirge genannt. Erst nachdem die Mark Reichen errichtet worden war, drangen deutsche Siedler in unsere engere Heimat vor und begannen diese zu besiedeln. An schönen und günstigen Plätzen wurden Herrschaftsgebiete gegründet. Die nahe Bezirksstadt Schwarzenberg war das östlichste Herrschaftsgebiet. Im Schutze dieser Burgen und in deren Nähe siedelten sich Bauern an, es entstanden Bauerndörfer. So ist auch Raschau entstanden. Das genaue Gründungsjahr unseres Ortes kann nicht genau festgestellt werden, fest steht jedoch, daß es im Jahre 1233 bereits bestanden hat, denn in diesem Jahre trucht der Name „Raschau“ erstmalig in einer amtlichen Urkunde auf. Im Jahre 1233 gründete der Burggraf von Reichen das Kloster Grünhain und schenkte diesem 9 Dörfer, unter denen auch Raschau war. In dieser Schenkungsurkunde tritt der Name „Raschau“ das erste Mal auf. Der Name des Ortes ist seiner Entstehung nach umstritten. Einer Sage nach soll er davon entstanden sein, daß der Abt von Grünhain seine Kasse in unserem Tale weiden ließ und diese Weide „Rohau“ genannt wurde. Aus Rohau soll Raschau entstanden sein. Auf diese Sage deutet auch das im Gemeindefiegel befindliche springende Pferd hin. Nach anderer Auffassung soll unser Ortsname von „Rohricht“ entstanden sein. Ein Mönch aus dem Grünhainer Kloster soll einst dem Orte Raschau prophezeit haben, daß es noch eine blühende große Stadt werde. Wenn auch diese Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen ist, so begann Raschau sich doch bald zu entwickeln. Der Bergbau, der zu dieser Zeit überall in unserem Gebirge im Aufblühen war, und wovon wir den Namen „Erzgebirge“ haben, wurde auch in Raschau fleißig betrieben. In den Gruben von Raschau wurde gut gefunden. Vor allem war die Grube Gottesgeschick Vereintigt Feld am Grauf als Fundstelle für gediegenes Silber, die Grube auf dem „Knochen“ war als gute Fundstelle für Arsenik, Schwefel und Vitriol bekannt. In der St. Katharinen-Grube wurde gediegenes Silber und in der Grube Neusilberhoffnung bei Böhla Eisen gefördert. Bis weit hinein in das 18. Jahrhundert wurde der Bergbau in unserem Dorfe betrieben. Eng verknüpft mit diesem Bergbau ist die Entstehung und Doffentlichkeit des heute noch so sehr umstrittenen Emmlerweges. Der Emmlerweg, einer der schönsten Höhenwege, war in vergangenen Zeiten die beste Verbindung zwischen Schwarzenberg und Scheibenberg, daneben Zu- und Abfuhrweg zum Bergwerk auf dem Knochen. Verlassen und öde liegen heute die Halden des einst so segensreichen Bergbaues darnieder. Ab und zu noch brechen einzelne Stollen ein. Erst in diesem Jahre trat auf dem „Knochen“ eine ziemlich große Sen-



Raschauer Kirche von der Breitmühle aus gesehen.



Krieger-Ehrenmal in Raschau.

lung ein. Gelegenheit, einmal in einem solchen Bergwerk zu sein, ist noch heute gegeben. Genau wie früher in alter Bergmannstracht kann man im Erzbergwerk „Frisch-Blut“ einfahren und die unterirdische Welt bestaunen. Da der Verdienst aus dem Bergbau für die Arbeiter sehr gering war, war es ein großer Segen, daß Barbara Uttmann zu dieser Zeit die Klöppelkunst im Erzgebirge einführte. Schließlich reichte aber auch dieser Verdienst nicht. Industrie lockte und bot mehr Gewinn. Viele Bergleute wanderten deshalb auch von unserem Orte in die Gegend nach Zwickau ab. Schwere Zeiten sind über unsere Heimat hinweggegangen, Krieg, Hungersnot und Pest haben gemüht. Zur Zeit des Bawernkrieges stürmten auch unsere Bauern unsere Kirche und Pfarre und kämpften wider gegen ihre Bedrücker. Die schöne alte Kirche von Raschau mit ihrem Dachreiter wurde bis zum Jahre 1529 von einem Geißlichen aus Grünhain versehen. Sie war lange Zeit Filialkirche von Wittweida, auch ihre Entstehung ist uns nicht bekannt. Das schöne Geläut unserer Kirche ist ebenfalls sehr alt. Die größte der 3 Glocken wurde im Reformationsjahr 1517 gegossen und entging auch während dem Weltkrieg als historisch wertvoll dem Einschmelzen. Außerordentlich sehenswert ist ein Altarbild „Jesus heilt den Blinden“ in unserer Kirche. Das heutige Pfarrhaus wurde im Jahre 1823 erbaut. Drei Schulen hatte Raschau früher.

Im Jahre 1884 wurde die jetzige Zentralschule errichtet und geweiht, deren 50jähriges Bestehen im vorigen Jahre festlich begangen werden konnte. Das Gemeindeamt mit der Post wurde im Jahre 1907 erbaut. Zur Erinnerung an die Toten des Weltkrieges wurde 1931 ein wunderbares Denkmal errichtet. (Siehe nebenstehendes Bild.)

Viele alte Namen, die im Aussterben begriffen sind, zeugen heute noch davon, daß Raschau früher auch ein großes Bauerndorf war. Das heutige Hotel „Hirtbräu“, entstanden an der Brücke über die Wittweida, die „Biehrift“, auf der die Hirten ihr Vieh austrieben, zeugen davon.

Verklungen sind heute diese Zeiten. Industrie und Handel haben auch in unserem Orte Einzug gehalten, aber der biedere treue Menschenschlag ist geblieben. Und immer, wenn Weihnachten naht, dann erwachen die halbvergessenen Sachen wieder. Wenn draußen der Wind heult und Schneetreiben ist, wird wieder geschneit und gebastelt. Charakteristisch sind gerade für unseren Ort die Weihnachtsberge. Auf jedem solchen Berg sieht man Bergleute ein- und ausfahren. Das ist nicht etwa gewollt, nein, das liegt tiefer vergraben. Die Erzählungen des Großvaters, halb vergessen, werden dargestellt und wieder aufgefrischt. Das alte schöne Bergmannsweihnachten wird gefeiert und von längst vergangenen Zeiten an der Ofenbank gesprochen. Hans Reidhardt.

Es sei noch erwähnt, daß das Dorf Raschau u. a. die älteste u. größte Korkwarenfabrik des Erzgebirges beherbergt. Bergwerk- u. Christgeburtbauer wissen darum Bescheid, aber die Fabrikation von Flaschenkorken u. Korksohlen zc., die hier seit 1855 betrieben wird, hat vielen Einwohnern Arbeit und Verdienst gebracht.



Gräberfeld d. deutsch. Kriegsgräberstätte Roulers „De Ruyter“, Belgien; ausgeh. v. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

So schlichte Kreuze stehn in langen Reihn
Die Schilder nennen Kompanie und Namen.
Hier legten in die Erde sie hinein,
Die von der Mutter zu den Fahnen kamen.

Sie waren alle Kind noch und doch Mann.
Sie liefen Sturm in ihrer Feinde Scharen -
Des Nachts, da klingts im dunklen Totentann
In Winden wie Trompeten und Fanfaren.